

**Die Herausforderungen
demokratischer Gesellschaften
im 21. Jahrhundert**

Neue Medien

von Bodo Hombach

Vortragsveranstaltung
Universität Bonn

Bonn, 31. Januar 2011

Sehr geehrter Herr Dr. Rüttgers,
sehr geehrter Herr Professor Decker,
sehr geehrter Herr Professor Kronenberg,
sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Studenten!

Ich stelle mir das so vor: An einem sonnigen Feiertag kam der Philosoph und Mathematiker Gottfried Wilhelm Leibniz auf eine spaßige Idee. Wie wäre es, dachte er, wenn wir zum Rechnen nicht zehn, sondern nur zwei Ziffern hätten: die Null und die Eins? Könnte man dann die gleiche Mathematik betreiben wie mit den gewohnten zehn Ziffern? Gedacht – getan. Und siehe da, es ging. Die Zahlen wurden beträchtlich länger. Sie bestanden nur aus einem merkwürdigen Muster von Nullen und Einsen, das aber war kein Problem. Leibniz hatte das binäre Rechnen entdeckt.

Es vergingen rund 200 Jahre. Elektrotechnik und Elektronik wurden erfunden. Auch sie kannten nur zwei Zustände: Strom fließt oder Strom fließt nicht. Nun fehlte nur noch Konrad Zuse. Er erfand den Computer, eine Maschine, die das binäre Rechnen mit dem elektrischen Schalten verband. „Strom fließt nicht“ bedeutete „Null“, „Strom fließt“ bedeutete „Eins“. Das war's.

Eine Weltsprache aus zwei Vokabeln ist entstanden. Sie kann praktisch jedes erfahrbare und denkbare Phänomen in Bitmustern erfassen, verarbeiten und speichern. Das geschieht in einer einzigen dämlichen Maschine, die stur aber schnell zwischen „Null“ und „Eins“ unterscheiden kann. Mikroproz (Mikroprozessor) und Massenspeicher bilden die Zentrale. Alle bisherigen und künftigen Anwendungen sind nur Peripherie. Kein Lebensbereich kann sich dieser Weltmaschine mehr entziehen.

Heute rede ich über Neue Medien und ihre Herausforderung für die demokratische Gesellschaft. Erstaunlich: Sie scheint das zu interessieren.

Sie und ich sind überzeugt: Das Joint Venture von Leibniz und Zuse hat ein neues Zeitalter eingeleitet und einen Paradigmenwechsel der kulturellen Evolution ausgelöst.

Wir stehen am Anfang, die Folgen sind noch bei weitem nicht abzusehen. Heute werden die Weichen gestellt, der Zug ist längst unterwegs und man sollte in der Politik endlich fragen, wohin die Reise geht. Einen Fahrplan hat keiner.

Erwarten Sie keinen enzyklopädischen Artikel auf der Basis gesicherter Empirie. So weit sind wir alle noch nicht. Zwar schwillt die Flut der Abhandlungen und Untersuchungen. Es gibt eine Menge Thesen und kühne Prophezeiungen. Noch scheint jede Aussage richtig, auch ihr Gegenteil. Die Debatte hat begonnen, endlich. Viel zu lange war es gespenstisch still. Handy und Internet hatten etwas von „Jugendkultur“ und „Spielerei“. Da wollten sich die Alten nicht blamieren. Politiker ergriffen jede Gelegenheit, Gelegenheiten verstreichen zu lassen. Schon rein technisch waren sie überfordert. Der 12-jährige Sohnemann musste eingreifen, wenn Vaters PC wieder mal abgestürzt war.

Bei aller Ungewissheit: Eines dürfen wir alle schon ahnen: Handy, Smartphone, iPad und Internet sind der Teil der digitalen Revolution. Die wird unser Alltagsverhalten wie nichts anderes tangieren und verändern. Die weltweite Vernetzung von Jedem mit Allen ohne räumliche oder zeitliche Einschränkung ist möglich. Sie hat einen Dynamikfaktor mit rasanter Ausweitung und Differenzierung und na-

hezu unbegrenzter Speicherung. Das ist kein technischer Spleen, der vorübergehend ein paar suchtgefährdete Freaks beschäftigt. Es ist ein Quantensprung der Kommunikation. Bedenkenlos, unaufhaltsam, umfassend. Rasch wie eine Naturgewalt verändert er die Zivilisation in einem Prozess, der vielleicht noch ein wenig steuerbar, aber gewiss nicht reversibel ist. Das Beste daran: Es gibt plötzlich viele neue Fragen, auch Antworten, zu denen uns noch die Frage fehlt. Man kann sich nur tastend bewegen und vorläufig äußern, aber neue Fragen sind Lebenszeichen.

Warum ist das eine Herausforderung für die demokratische Gesellschaft und nicht einfach nur ein Glücksfall?

Schlichte Antwort: So ist das immer bei großtechnischen Erfindungen. Niemand wird vorher gefragt. Sie entstehen im Kopf eines kreativen Tüftlers, im einsamen Labor oder am Reißbrett kleiner Entwicklerteams. Keiner kennt die Risiken und Nebenwirkungen. Eine Gebrauchsanweisung liegt nicht bei.

Neue technische Möglichkeiten werden nicht in Parlamenten oder im Bürgergespräch erdacht, geprüft, akzeptiert oder verworfen. Sie sind plötzlich da und zwingen die Gesellschaft, darauf zu reagieren. Früher gab es noch lange Anlaufphasen und Teststrecken. Heute sorgen die modernen Systeme für rasante Verbreitung, vor allem, wenn sie mit starken Interessen verbunden sind. Die digitale Revolution gleicht einer Kettenreaktion, die sich selbst ernährt und exponentiell wächst. Hilflos starren die Volksvertreter auf anarchische Phänomene.

Das könnte ein Glücksfall sein, weil die Erfindung durchaus positive Auswirkungen hat und beharrungsvermögende Bedenkenträger ihr schon bei den ersten Gehversuchen ein Bein stellen würden.

Es ist schon toll: Satelliten und Breitbandkabel beschenken uns Hunderte von Fernsehprogrammen. Das Handy bringt uns ständig und überall auf Sendung oder Empfang. iPad und eBook werden zur ständig dienstbereiten Zapfstelle für Texte, Bilder und Informationen. Wir erleben neue und multiplexe Dialoge, wo es früher nur die Monologe der Mächtigen gab. Wir erleben die Zurückeroberung von Transparenz und Teilhabe durch die Bürger. Diktatoren bemühen sich verzweifelt und vergeblich, ihre Länder abzudichten. Wikileaks durchleuchtet und durchlüftet die Verlegenheits- und Verlogenheitszonen der Macht. Wikipedia, von der Fachwelt zunächst als breit getretener Quark belächelt, wurde zur größten und frequentiertesten Enzyklopädie. Die nutzt sich durch Gebrauch nicht ab, sondern verbessert sich. (Ein Beispiel für den Umschlag von Quantität in Qualität, wenn ein System über selbst optimierende Mechanismen verfügt.) Das Internet ist ein Medium grenzenloser Kommunikation und Information. Es ist weltweit verfügbar, gegenwärtig, dynamisch wachsend und unbegrenzt speicherfähig. Leibniz hätte gesagt: Wir leben in der besten aller Welten.

„Grenzenlos“. Das ist ein gutes Stichwort. Es hilft mir, die Herausforderungen der neuen Medien für die demokratische Gesellschaft genauer zu beschreiben. Der Jubel über ihre fantastischen Möglichkeiten reicht nicht. Die Neuen Medien, und hier vor allem das Internet, überschreiten jede denkbare Grenze. Besser: Sie überschreiten nicht, sie ignorieren und lösen sie auf.

Ich greife in die Lostrommel der Möglichkeiten und ziehe fünf Röllchen heraus. Sie benennen fünf elementare Herausforderungen. Die Gesellschaft muss entscheiden, ob es sich um Nieten handelt oder um einen Gewinn.

Entgrenzter Raum

Als die Mohammed-Karikaturen erschienen, war Dänemark plötzlich Nachbarland Pakistans, des Libanon oder des Iran. Flaggen wurden verbrannt, Waren boykottiert, Botschafter einbestellt. Man hatte – wie in säkularen Staaten mit freier Presse üblich – ein paar Karikaturen veröffentlicht. Unerwartet sah man sich einer theokratischen Gesellschaft gegenüber, mit absichtlichen Missverständnissen und einem unstillbaren Hunger nach Beleidigtsein. Solche Konflikte kannte man bisher nur von Staaten mit gemeinsamer Grenze.

Die Neuen Medien schrumpfen den geografisch bedingten Abstand zwischen Völkern und Kulturen mit eigener Entwicklungsgeschichte gegen Null. Bisher hatten sie ihre Konflikte im Regelfall nur in der Umgebung. Jetzt ist die ganze Welt nebenan. Das traditionelle und in Jahrhunderten gewachsene Patchwork menschlicher Zivilisation mit seinen Demarkationslinien aus Gebirgen, Wüsten, Ozeanen überlagert sich unvermittelt. Es entstand eine „elektronische Info-sphäre von weitgehend unbekanntem und unerprobten Eigenschaften.“ (Sloterdijk).

Solche „unheimlichen Begegnungen der dritten Art“ sind konfliktträchtig. Im Verlauf der Geschichte waren sie der sicherste Weg in die Katastrophen. Bei überstürztem Wandel ihres Umfeldes kommen träge Gebilde wie Religionen, Kulturen oder sozio-ethische Strukturen außer Atem. Sie sind ihm nicht gewachsen und stehen ihm eher misstrauisch als neugierig gegenüber. Religionsgemeinschaften sind meist hierarchisch gegliedert. Sie zielen auf Ewiges und ziehen es vor, aktuelle Probleme zu verdrängen, vertagen oder gar zu verbieten, anstatt sie zu lösen. Bei der Lebensorientierung ihrer Anhänger spielen sie eine wichtige Rolle. In theokratisch organisierten Staaten sind keine Alternativen erlaubt.

Globalisierung und Internet erzeugen eine bedrängende Dichte und Häufung von Kontakten. Das führt zu Verletzungen der „Hoheitszone“. Es bedarf einer ganz neuen Entgiftung durch eingeübte Signale, eines „klugen Codes der Diskretionen“ (Sloterdijk), um Kollisionen, wenn schon nicht zu vermeiden, so wenigstens abzumildern. Moderne Gesellschaften müssen ein feines Sensorium für die „Innenwelt“ anderer Kulturen entwickeln. Diese sind heftigen Wachstumschmerzen ausgesetzt. Auf allen Seiten ziehen sich die Bruchlinien nicht nur zwischen, sondern auch quer durch die Völker und Staaten. Das macht die Verständigung nicht eben leichter. Alle haben in kürzester Zeit ein enormes Lernpensum zu bewältigen, soll aus dem „Clash“ nicht der „Crash“ der Zivilisationen entstehen. Das zweite Röllchen der Lostrommel ist die...

Entgrenzung der Zeit

Kürzlich veröffentlichte Der Spiegel (2/2011) einen exzellenten Beitrag. Der gibt zu denken. Die Autoren fokussieren auf den Politikbetrieb. „Eine SMS jagt die nächste, Gipfel reiht sich an Gipfel, eine Reform folgt der anderen – die Politik beschleunigt und verdichtet sich. Kann unter diesen Bedingungen der ‚zerhackten Zeit‘ vernünftig regiert werden?“ Karlheinz Geißler spricht von der neuartigen Sozialfigur des „Simultanten“, der sich einbildet, das Tempo durch Zeitverdichtung beliebig steigern zu können. Er hat eine „ausgeprägte Leidenschaft für die Vergleichzeitigung“ aller Vorgänge. Aus dem früher üblichen und bewusst erlebten Kontinuum der Zeit wird dessen Implosion in den gegenwärtigen Augenblick. Die westliche Vorstellung von der Zeit als Pfeil, der sich ins Unendliche hineinbewegt und dem man mit immer engeren Takten nachzujagen hat, mündet in einem Knall wie bei einem Überschallflugzeug. Das wird mit seinem eigenen Lärm identisch.

Dass dies mit ganz anderen Zeitgefühlen in Afrika oder Asien immer schärfer kollidiert, sei am Rande vermerkt.

Der zeitliche Abstand zwischen Ereignis und Wahrnehmung, und damit der ewige Kummer aktueller Berichterstattung, ist praktisch überwunden. Das bringt die klassischen Medien wie Zeitung und Rundfunk in Bedrängnis. Es zwingt sie, sich neu zu positionieren.

Die Medien sind auch hier Seismograph und Akteur zugleich. Sie leben nicht neben oder gar über der Online-Welt, sondern mitten darin. Der zu Ende gedachte Online-Journalist ist eine Art hochgetakteter Prozessor im eng geknüpften Netzwerk seiner Informanten. Er erfasst die Ereignisse im Augenblick ihres Geschehens, übersetzt sie simultan in Bilder und Worte. Im nächsten Augenblick stehen sie schon auf „Punkt-de“ seiner Zeitung. Wer in diesem Tempo mithalten will, arbeitet mit schnellen, provokanten Urteilen und steilen Thesen. Unwillkürlich hält er den erstbesten Gedanken für den besten. Bilder erscheinen wichtiger als Worte, Personen aufregender als Themen. Sein Streben richtet sich auf das, was als die Währung des Netzes gilt: den „Klick“. Ein Klick ruft sie auf, wird penibel gezählt und gilt als Erfolgsnachweis. Ein Klick schickt die Botschaften ab und gleich in die ganze Welt. Die ausgeruhte politische Analyse, der abgewogene Kommentar, die geduldige Recherche und die treffliche Formulierung sind Tugenden aus einer fremden Welt.

Das dritte Röllchen aus der Lostrommel spricht von der ...

Entgrenzung der Wirtschafts- und Arbeitswelt

Hier spielt das Internet eine konstitutive Rolle. Mit Vor- und Nachteilen. Wichtige Aspekte der jüngsten Krisen wären ohne das neue Medium anders verlaufen. Mancher auch schwerer zu erkennen und zu behandeln. Wer mit dem Joystick aufgewachsen ist und nur noch

per Touchscreen mit virtuellen Geldströmen hantiert, täuscht sich leicht über die dahinterliegenden Schicksale hinweg.

Merkwürdige Dinge sind möglich. Indische Software-Frickler schreiben massenhaft amerikanische Steuererklärungen. Sie elektronisieren mit ihren Software-Modulen Kleinbetriebe in aller Welt. Die neue „Infosphäre“ überlagert gewachsene Strukturen und löst sie weitgehend auf. Auf Straßen und Plätzen kann man dem Einmann-Multi begegnen, der seine Familie liebt und gern zu Hause speist, tagsüber jedoch den „Global Player“ macht. Der klassische Abstand zwischen dem Mief der Provinz und dem „Duft der großen weiten Welt“ war gestern. Im geruchlosen Internet sind alle Orte der Welt gleich weit entfernt.

Das erzeugt einen globalen Arbeitsmarkt. Der entzieht sich den Traditionen. Die dichte Außenhaut des klassischen Betriebes löst sich auf. Schichtwechsel und Stechuhr sind Requisiten aus dem Fundus des 19. Jahrhunderts. Schubladendenken hat in der Informationsgesellschaft keine Chance.

Mann und Frau arbeiten am heimischen Bildschirm zwischen Einkaufs- und Wäschekorb. Sie arbeiten im Garten oder am Strand wie in einem virtuellen Großraumbüro, dessen einzige Grenze der irdnahe Weltraum ist. Am Rand stehen die erschrockenen Gewerkschafter und schwenken Fähnchen. Es mangelt weltweit an Tarifen, Kündigungsschutz und Solidarität.

Auf die Dauer wird der Leidensdruck durch die Ich-AGs Wege finden, die neue Arbeitswelt zu humanisieren. Vorerst ermöglicht das Internet Millionen ein mobiles Dasein, das ihnen durchaus Vorteile bietet, nur nicht den der Mitbestimmung und Teilhabe. Die von der

Industrialisierung erzwungene Trennung von Wohnort und Arbeit scheint sich aufzuheben.

Wer mit Google-Earth unbeschwert über Länder und Meere fliegt, wird dem Kolumnisten der New York Times Thomas Friedman zustimmen. Für den ist „Globalisierung nichts anderes, als das Zusammenleben in immer mehr, in immer besser miteinander verschalteten kommunizierenden Röhren“.

Das Gefälle zwischen hoch technisierten Staaten des Westens und denen der übrigen Welt ist in weiten Bereichen nur noch eine Illusion. Grenzen verschwinden nicht nur durch rückhaltloses Überschreiten, sondern auch durch Einebnung. Das Qualitätsniveau deutscher oder amerikanischer Produkte unterscheidet sich immer weniger von japanischen und (demnächst) chinesischen. Wer das Objekt seiner Begierde per Internet leicht und viel billiger in Neuseeland kaufen kann, wird den deutschen Händler an der Ecke ignorieren. Ein schlechtes Gewissen kann man unterdrücken.

Ich öffne das vierte Röllchen. Es spricht von einer ...

Entgrenzung der Information

Jahrtausendlang war die Beschaffung von Informationen schwierig und vielfach unmöglich. Die Verarbeitung hielt Schritt mit der erreichbaren Menge. Im gigantischen Informationsschub des Internets ist diese uferlos. Entsprechend aussichtslos der Versuch, das Ganze irgendwie in kategorisiertes Wissen zu verwandeln.

Die Illusion der totalen Verfügbarkeit verschleiert das Dilemma. Wir sind Informationsriesen, aber Wissenszwerge. Es gibt eine wachsende Desorientierung durch Über-Information. Wie beim autistischen Krankheitsbild stürmen die Wahrnehmungen ungefiltert auf

uns ein. Sie überschwemmen das Hirn und blockieren die Synapsen.

Wir brauchen Werkzeuge, Metamedien oder Dienstleister, die einen Rahmen setzen. Die mit hoffentlich begründeten Kriterien eine Auswahl treffen. Am Rande der Frankfurter Buchmesse sah ich einen Spaßvogel. Er saß unter einem Schild mit der Aufschrift „Ich lese für Sie“. Für ein paar Euro konnte man ihn beauftragen, stellvertretend Goethes „Faust“ zu lesen, eine Kleist-Novelle oder Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit.“ Eine tolle Geschäftsidee!

Die jüngere Generation steht dem Problem der Datenschwemme ehrfurchtslos gegenüber. Sie taucht naiv und angstfrei in die chaotische Vielfalt von Informationen und Meinungen ein. Bisher spüren nur die Sensibleren, dass sie für die unbegrenzten Möglichkeiten mit der wachsenden Mühe zahlen, aus dem Chaos das Sinnvolle herauszustanzen.

Ich erlaube mir einen kleinen Exkurs:

Als der Computer erfunden war, machte Bertrand Russell ein witziges Gedankenspiel. Man könnte eine dieser Maschinen programmieren. Sodass sie aus den Buchstaben des Alphabets, den Zahlen von Null bis Neun und den üblichen Satz- und Sonderzeichen sämtliche möglichen Kombinationen durchspielt. Diese soll sie dann auf einem endlosen Papierstreifen mit ca. 50 Zeichen pro Zeile ausdrucken. Der Rechner würde ohne zu erschrecken anfangen und humorlos arbeiten, bis er irgendwann „ready“ schreibt.

Was wäre dann geschehen? Die Erde hätte sich kilometerhoch mit Papier bedeckt, aber es wäre alles geschrieben. Alles, was je geschrieben wurde. Vom zarten Haiku bis zum Großen Brockhaus, von der Latrinenparole bis zu Goethes „Faust“ stünde alles auf diesem

Papier. Mehr noch: Es wäre alles geschrieben, was man jemals würde schreiben können. Die großen Fragmente der Weltliteratur wären vollendet. Die verlorenen Texte der Antike wären wieder verfügbar. Die nie ausgesprochenen Gedanken wären irgendwo in dieser Buchstabenflut enthalten. Übrigens dieser Vortrag und die Notizen, die Sie sich machen, auch.

Wir hätten aber ein praktisches Problem. Um einen bestimmten Text zu finden, müssten wir ihn kennen. Dann wäre die Suche entbehrlich. Wenn wir ihn nicht kennen, ist sie vergeblich. Überhaupt müssten wir mit einem vorgegebenen Raster, mit Maßstäben, Kriterien und Kenntnissen, mit dem nötigen Rüstzeug aus Syntax und Semantik, über die unendliche Wüste fliegen, um den einen oder anderen Fund zu machen. Sie ahnen, warum ich diese Geschichte erzähle: Was dann zu tun wäre, tun wir heute schon. Ein Buchstaben- und Gedankenmeer gibt es längst. Es gibt Menschen, die mit einem Scanner aus Kenntnissen, Maßstäben und Kriterien die Goldkörner aus dem Geröll waschen. Einige tun das mit sturer Geduld, andere mit genialer Intuition und vielleicht sogar mit einem Bonus von Verantwortung.

Es ist nicht nur Nostalgie, sich gelegentlich den klassischen Journalisten zurück zu wünschen. „Gegen den Trend zur gesellschaftlichen Segmentierung, zur Verspartung der Interessen, zur Abschottung der kommunikativen Parallelwelten hat er das Große und Ganze, das Gemeinwesen, die Interessen der Allgemeinheit im Auge zu behalten.“ (Volker Lilienthal) Wo die basisdemokratischen Möglichkeiten mithilfe neuer Technik alle Einschränkungen überwinden, wird es komplizierter, die potentiellen Teilnehmer zu erreichen und auch für die Demokratie zu gewinnen.

Die ungeheure Ausweitung der „Infosphäre“ und die Öffnung aller Horizonte führt mit denselben technischen Mitteln und der gleichen Durchsetzungskraft zur ...

Entgrenzung privater Lebensräume

Mein fünftes Röllchen aus der Lostrommel. Was sich auf den ersten Blick als Freiheitsschub ohnegleichen gebärdet, wird gleichzeitig und schleichend zum Werkzeug und Tummelplatz indiskreter Datensammler, Gesinnungsschnüffler und Käufermanipulatoren. Das Gefühl passwortgeschützter Privatheit und Souveränität am heimischen Bildschirm ist trügerisch.

Jede Aktion am PC hinterlässt ihre Spuren. Die neue Freiheit bedeutet stärkere Kontrolle. Wer die Suchmaschinen organisiert, die Server und Leitungen verwaltet, kann in weltweiter Rasterfahndung Profile erstellen und daraus Schlüsse ziehen. Findige Beutelschneider erschleichen sich die Kontodaten ahnungsloser Homebanker. Sie richten milliardenschwere Schäden an. Demagogen jeder Couleur versuchen, das Internet zum „Volksempfänger“ zu machen und ihre Botschaften schon in die Kinderzimmer zu träufeln.

Eine der menschlichsten Eigenschaften des Internets ist seine nach unten unbegrenzte „Richterskala“ für Dummheiten, Geschmacklosigkeiten und Niederträchtigkeiten. Seine unmenschlichste ist die Unfähigkeit, zu vergessen.

Die Kunst des Vergessens gehört zu unseren wichtigsten Tugenden. Sie ist Voraussetzung dafür, dass wir aus der Vergangenheit Schlüsse ziehen. Aber unter der Vergangenheit nicht begraben werden. Das Internet kann unsere klügsten Gedanken sekundenschnell in der ganzen Welt verbreiten. Es hält aber auch die dümmsten und gemeinsten für immer vorrätig.

Ob etwas im Verborgenen geschieht oder im Angesicht der Welt, mag moralisch unerheblich sein. Sozialpsychologisch ist es von großer Bedeutung. Abartige Gelüste und kriminelle Machenschaften gab es schon immer. Sie hatten früher ihr verschwiegenes Dasein unter dem Ladentisch. Wer sich in diese Milieus begab, musste zahlreiche Grenzen überschreiten und Demütigungen akzeptieren. Heute sind diese Dunkelzonen der menschlichen Psyche einen Klick entfernt. Leider schon für Kinderhände. Sie taugen nicht einmal mehr als Mutprobe.

Das Wertesystem eines Menschen entsteht in der prägsamen Phase von Kindheit und Jugend. In überschaubaren Sozialräumen wie Familie, Verein, Schule und Gemeinde. Durch möglichst häufige Direktkontakte in einem Netz unkündbarer Beziehungen. Es bedarf der Anregung und Ermutigung, aber auch der Rückzugsmöglichkeiten in die Etappe. Da kann man seine Wunden lecken und die verwirrenden Erfahrungen sortieren.

Das Internet kennt keinen privaten Schutzraum. Es steigert die Menge der pseudo-persönlichen Kontakte ins Unsinnige. Es bietet keine echten Beziehungen. Elternhaus und Schule stehen als Stabilisierungsfaktoren kaum noch zur Verfügung. So wird für gefährdete Jugendliche die Flucht ins All des Internets der Absturz ins Nichts mit schweren Folgen für die soziale Biografie. Oft sind sie unfähig zur Empathie und zu belastbaren Bindungen oder neigen später zu Vorurteil und Gewalt, um die quälende Komplexität ihres Daseins mit einem „Schlag“ zu verringern. Zwar ist das Internet hier nur in den seltensten Fällen ursächlich, es verstärkt aber die vorhandene Disposition und verweigert seine Zuständigkeit.

Die scheinbare Anonymität des heimischen Bildschirms und das mühelose Spiel der Fingerkuppen senken die Hemmschwelle für schlechtes Benehmen. Sie korrodieren das Unrechtsgefühl, nicht nur beim Kopieren urheberrechtlich geschützter Leistungen. Schmähungen, Mobbing und Rufmord werden in sozial zerfallenden Milieus leicht zum Breitensport. Was man sich im persönlichen Gegenüber vielleicht verkneifen oder in der realen Öffentlichkeit nicht trauen würde, ist in der virtuellen Welt des Web mühelos möglich. Bekanntlich bedarf die empathische Selbstkontrolle eines Angreifers der Leidendesignale seines Opfers. Das neue Medium steigert die Möglichkeiten des Angreifers enorm und vermindert zugleich diejenigen des Opfers. Das ist ein asymmetrischer Konflikt, der ganz neue Regelungen braucht. Ein neuer Zweig der Suizidforschung muss sich längst schon mit den extremsten Folgen befassen.

Meine Damen und Herren, wir leben in zwei verschiedenen Öffentlichkeiten. Für das Betreten der ersten machte man sich fein, flanierete auf Straßen, Plätzen und in den Parks. Man betrachtete die Entgegenkommenden, inspizierte die Schaufenster, erfuhr Neuigkeiten und erlebte seinen Lebensraum. Man kannte die Rituale mit ihrer typischen Mischung von Geborgenheit und Enge.

Die sozialen Netzwerke sind die zweite Öffentlichkeit. Internet, Facebook, Twitter und Co. erzeugen eine Illusion von Privatheit, sind aber der Offenbarungseid ihrer Nutzer. Ihre Datenbestände werden systematisch von spezialisierten Unternehmen gescannt und die so gewonnenen Profile der Millionen Teilnehmer für die unterschiedlichsten Zwecke ausgewertet. Das geht jetzt erst richtig los!

Der genetische Fingerabdruck wird heute in Material gefunden, das die Polizei vor 30 Jahren eingelagert hat. In 30 Jahren wird man Daten von heute auf ganz neue Weise ausdeuten können.

Einem Medienmann liegt nichts ferner, als neue Medien unter Generalverdacht zu stellen. Ich will ihnen die Schwächen ihrer Nutzer nicht anlasten. Im Gegenteil: Auf dem Weg zur offenen und humaneren Weltgesellschaft ist das Internet selbst eines der wichtigsten Transportmittel. Es kann und wird – so hoffe ich – diejenigen unserer Defizite abbauen helfen, die es jetzt noch in naiven Händen zum dubiosen Spielzeug machen. Es wird überkommene Traditionen gänzlich verwittern und es werden neue Fertigkeiten entwickelt. Alte Kulturtechniken werden neue Aufgaben bekommen. Sich mit neuen Aufgaben wandeln. Ein neues Bildungsideal könnte Gestalt annehmen und Fähigkeiten entdecken, die wir noch gar nicht ahnen.

Das ist ohne Irritationen und Risiken nicht zu haben. „Gesetz Nummer eins der Weltrisikogesellschaft lautet: Lasse niemals ein globales Risiko ungenutzt verstreichen, denn es ist eine Gelegenheit, Großes zu tun.“ (Ulrich Beck) Risiko bedeutet die gedachte Vorwegnahme einer Fehlentwicklung in die Gegenwart. Man darf sie nicht mit der tatsächlichen Zukunft verwechseln. Wer die düster an die Wand malt, sollte zugleich ausrufen: „Wunderbar! – Welche Chance, sie zu vermeiden!“

Ich halte nichts von den Apokalyptikern, die das Netz als Zusammenbruch empfinden. Aber auch nichts von den jubelnden Missionaren, die sich davon die Erlösung des Weltganzen versprechen. Ich traue beiden nicht, denn sie sind einander zu ähnlich. Beide erliegen der Versuchung, die Welt aus einem Punkt heraus erklären zu wollen. Und wieder wird sie ihnen nicht den Gefallen tun.

Ich erwarte von den Medien Information, Bildung und Unterhaltung. In dieser Reihenfolge und Gewichtung. Sie sollen Teilhabe an den öffentlichen Dingen ermöglichen. Also brauche ich von ihnen vor

allem zweierlei: einen realistischen Panoramascwenk über die Welt, in der ich lebe, und dann eine Orientierungshilfe durch begründete Auswahl und kompetente Bewertung. Das eine geht in die Breite, das andere in die Tiefe. Das eine erhöht die Komplexität meiner Wahrnehmung, das andere soll sie sinnvoll reduzieren, ohne sie schrecklich zu vereinfachen. Ich will keinen Taumelflug durchs All, sondern einen vernünftigen Kurs im Orbit.

Freiheiten, die niemand einfordert, machen sich heimlich davon. Sie verbleichen auf dem Papier, auf dem sie stehen. Die Schrift verblasst und ist schließlich nicht mehr lesbar.

Eine verantwortliche Publizistik verhindert das. Sie macht tagtäglich von diesen Freiheiten Gebrauch. Durch sie bleibt die Gesellschaft wach und „in Übung“. Meinen ungarischen Freunden habe ich letzte Woche gesagt: „Pressefreiheit bekommt man nicht. Man nimmt sie sich!“

Robert Neumanns sarkastischen Spruch „Demokratie is ja ganz schön, / bloß'n Führer müsste oben stehn“ wird sich niemand ins Stammbuch schreiben, der in dieser Welt eine konstruktive Rolle spielen will. Gerade erleben wir ja eine Trendwende von passiver Verdrossenheit hin zu einer neuen bürgernahen Beweglichkeit. Vom „Wutbürger“ zum „Mutbürger“.

Stuttgart 21, die neue Atomdebatte, die vom Volk erzwungene Kampf abstimmung bei der Wahl des Bundespräsidenten und die lange aufgestaute Integrationsdebatte sind – nach Abzug der wenigen Randal-Junkies – basisdemokratische Lebenszeichen. In Belgien haben gerade ein paar Studenten über das Internet zur großen Demonstration gegen die flämisch-wallonische Lähmung der Politik aufgerufen. Täusche ich mich oder sind die Fälle im arabischen Raum Zeichen, dass unterdrückte Völker wach geworden sind und

sehr genau beobachten? Ich sehe Chancen für eine Publizistik, welche die Herausforderung der Neuen Medien annimmt und sie nutzbringend verwandelt.

Wir haben keinen Mangel an Ablenkung und Zerstreuung. Wir haben aber zunehmend Defizite an innerem Zusammenhalt, Gemeinsinn und Solidarität. Und wer die freie Zivilgesellschaft will, muss sie als Dialoggesellschaft organisieren.

In einer Welt, wo sich die Mächtigen nicht mehr damit schützen können, besser informiert zu sein als ihre Untergebenen, werden Hierarchien flacher. Nach und nach werden sie als Machtkonstrukt verschwinden und sich in ein multipolares System von Begabungen und Funktionen verwandeln. Führungspositionen und Ansprüche müssen sich künftig mehr über das überzeugendere Sinnangebot legitimieren. In allen Sphären der Politik, Wissenschaft, Ökonomie und Kultur geht es nicht mehr darum, Menschen zum Gehorsam abzurichten, sondern sie zu überzeugen. Sie zu motivieren, indem man ihnen eine sinnvolle Antwort auf ihre Fragen gibt, besser noch: mit ihnen zusammen danach sucht.

Die Gesellschaft der Zukunft sieht ihre Bürger nicht mehr als Sicherheitsrisiko für die Mächtigen, sondern als ihr unverzichtbares und wertvollstes Potenzial. Sie hat eines begriffen: Freiheit und Pressefreiheit sind Synonyme. Freie Publizistik ist keine Veranstaltung **für** die demokratische Gesellschaft. Sie ist eine Veranstaltung **der** demokratischen Gesellschaft. Sie ist nicht Werkzeug oder Luxusgut, sondern vitaler Ausdruck einer sinnvollen und erfolgreichen Daseinsweise.

Vor kurzem berichtete die Los Angeles Times über ein verblüffend neues Erzeugnis. Es soll demnächst auf den Markt kommen. Ein Medium, das Computer, Internet, Webseiten in fast allen Punkten

übertrifft und einen beispiellosen Siegeszug erleben würde. Ich nenne nur einige seiner Vorzüge: Es benötigt weder Batterien noch Kabel, keine Zugangscodes oder Modems und belegt keine Telefonleitungen. Es ist ein Leichtgewicht, wieder verwertbar und biologisch abbaubar. Man kann es überall hin mitnehmen, in die U-Bahn, ins Auto, sogar ins Bett. Es brummt nicht, piepst nicht, ist immun gegen Virenbefall und frei von störenden Aufdringlichkeiten wie Werbebanner oder unfreiwillige Verlinkungen. Es bietet zumeist hochwertige Inhalte. Spam und Falschmeldungen sind weitgehend ausgefiltert. Stattdessen erlaubt es eine verlässliche Orientierung im Informations- und Meinungsdschungel. Der Inhalt ist täglich neu mit relevanten Themen aus dem persönlichen Nahbereich, aber auch aus nationalen und globalen Zusammenhängen. Ausgewählte User, die das neue Produkt testen konnten, ergehen sich in höchsten Lobeshymnen. Auch Branchenkenner prophezeien ihm einen Siegeszug ohne Gleichen. Daran werde auch der Lizenzpreis von ca. 40 € pro Monat nichts ändern. Ein Name für das neue Produkt sei auch schon gefunden und man werde ihn sich merken müssen. Er heißt „Tageszeitung“.

Ich danke Ihnen.